

Simon Jarr

JASPER FIELD

Roman

Alle Rechte vorbehalten.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.
Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG
(»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.



Deutsche Originalausgabe
1. Auflage
Copyright © 2025 by Simon Jarr
Herausgeber: Sven Großer, Etha-Richter-Straße 6, 01309 Dresden
E-Mail: info@simonjarr.com
Instagram: [simonjarr_author](#)

Lektorat: Andreas März, Dresden
Korrektur: Textmanufaktur Kling, Sylvia Kling, Dresden
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Gesetzt aus der Minion Pro
Umschlaggestaltung: bürosüd GmbH, München, www.buerosued.de
Druck und Bindung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-00-080709-1

Für die Mütter dieser Welt

TEIL I

*»Menschen sind doch das Wertvollste,
das man gewinnen kann.«*

SIGMUND FREUD

KAPITEL 1

Der Zeitungsprinz

I

Alles hatte mit diesem Artikel im *Forbes Magazin* begonnen. Zwölf Seiten hatten sie geschrieben, vollgestopft mit Hochglanzfotos, Grafiken und ungeheuerlichen Indiskretionen, die sich auch nach Tagen noch so anfühlten, als hätte mich jemand an einem Freitagnachmittag splitternackt über dem Trafalgar Square abgeworfen, mitten hinein ins grelle Rampenlicht der Öffentlichkeit, das ich seit Jahren zu meiden versuchte.

Natürlich hatte ich sie gelesen, diese Titelgeschichte – über mich, über Maximilian Sandberg, dem jungen Verlagserben aus Zürich, der in London lebte und in Oxford studierte und der heute an seinem einundzwanzigsten Geburtstag offiziell die Mehrheit am größten Medienkonzern des Kontinents erben würde.

ZEITUNGSPRINZ! So hatten mich die Autoren auf ihrem filmreifen Titelcover genannt, dann aber jede Form von Anstand fallen gelassen und eine Story verfasst, die mich richtig aus der Bahn geworfen hatte. *Verwöhntes Einzelkind, Goldene Löffel, Citizen Sandberg, Steuerflüchtling*. Alles war darin vorgekommen. Alles richtig und alles falsch. Mehrmals hatte ich sogar das Wort *Glückskind* gelesen, war mir aber nicht sicher gewesen, ob sie tatsächlich mich damit meinten. Denn als vor drei Jahren die zwei wertvollsten Menschen in meinem Leben bei einem tragischen Autounfall ums Leben gekommen waren, sah ich

mich selbst eher in der entgegengesetzten Ecke des Spielfeldes sitzen.

Paul Keenen, mein Anwalt und langjähriger Freund der Familie, hatte alles versucht, um die Veröffentlichung im letzten Moment noch zu verhindern, doch ohne Erfolg. Wieso hatten sie es ausgerechnet jetzt bringen müssen? Ich hasste diese plötzliche Aufmerksamkeit und das Versteckspiel, vor dem mich Paul schon vor Jahren gewarnt hatte.

Tom kannte mich natürlich. Er war wie ein Bruder für mich, seit wir uns vor Jahren in Eton das erste Mal über den Weg gelaufen waren. Er war mein Zimmernachbar gewesen und jetzt einer der Wenigen, der wusste, was heute in mir vorging. Er wusste von dem Treuhandvertrag, von dem Druck, den ich mir selbst machte, und auch von der Bürde dieser gigantischen Verantwortung, die mir mein Vater vermacht hatte und die ich noch lange nicht bereit war, mit mir herumzuschleppen.

Deswegen hatte Tom die Party zu meinem Geburtstag organisiert. Deswegen feierten wir im vornehmen Chelsea, im angesagtesten Club der Stadt. Deswegen trank ich seit Tagen zu viel Alkohol. Tom hatte es gut gemeint, wollte mich für ein paar Stunden ablenken, doch es hatte alles nur noch schlimmer gemacht.

Aber lest selbst.

Es war Punkt Mitternacht. Tom packte meine Schultern, lächelte mir so fröhlich ins Gesicht, wie er es immer tat, und schloss mich dann herzlich in die Arme.

»Alles Gute, mein Lieber!«, sagte er mit seltsam erwachsen klingender Stimme. »Willkommen im Club der Einundzwanziger. Das ist jetzt unsere beste Zeit, Max.«

Er musterte mich lange. Ich erwiderte den Blick und entdeckte unerschütterliche Zuversicht.

»Genieße endlich mal dein Leben«, fuhr Tom euphorisch fort. »Wenn es jemand verdient hat, dann du. Und scheiß auf das, was die Zeitungen über dich schreiben. Die kennen dich nicht. Komm schon. Lass uns heute einfach nur feiern.«

Harter Technosound donnerte durch das schummrige Violett des Clubs, der auf einmal viel größer wirkte, als er in Wirklichkeit war. Ich nickte stumm, nahm noch drei Schlucke aus der Magnum-Flasche, schüttelte meine Anspannung für den Augenblick von mir und folgte Tom und den anderen hinüber auf die Tanzfläche.

Es dauerte nicht lange und ich war völlig durchgeschwitzt. Der viele Alkohol machte mich durstig und so stolperte ich auf der Suche nach Nachschub direkt in die Arme einer attraktiven Brünetten, die mir wie eine zuvorkommende Fee einen neuen Drink reichte. Der Cocktail schmeckte scheußlich, irgendwie nach Chemie, doch ich ließ mir nichts anmerken. Hatte sie mich vielleicht erkannt? Wussten alle im Club Bescheid?

Im Laufe der Nacht griff ich noch weitere Drinks ab, bis das bunt beleuchtete Mosaikmuster der Tanzfläche unter mir zu einem Regenbogen verschwamm, der mit mir davonzufließen schien. Ich taumelte, suchte nach Halt, nach Tom, erkannte aber nur noch flimmernde Punkte, dort, wo eigentlich Gesichter hätten sein sollen.

Die Musik wurde immer lauter und unerträglicher, und von einem Moment auf den nächsten bekam ich plötzlich Angst.

Wahnvorstellungen fielen wie Geister über mich her, und obwohl ich wusste, dass es eigentlich unmöglich war, glaubte ich zu sehen, wie die Gewölbedecke auf mich herabstürzte. Erschütterungen ließen mich wanken. Grimassen gafften mich an. Schwindel drückte mich zu Boden. Mein Schädel brummte und schmerzte. Ich spürte Übelkeit in mir aufsteigen, wollte mich irgendwo festhalten, doch ich war längst nicht mehr Herr meiner Sinne. Meine Arme baumelten schlaff wie an einer Marionette, der man sämtliche Fäden abgeschnitten hatte.

Die Welt drehte sich. Ich schloss die Augen und verfluchte die vielen Drinks und die Schmerzen, die sich jetzt immer kräftiger durch mein Hirn fraßen.

Frische Luft. Ich brauchte unbedingt frische Luft.

Mit letzter Kraft torkelte ich in die Richtung, in der ich den Ausgang vermutete. Ich tastete mich mit beiden Händen an den Wänden entlang, stolperte über Betonquader, die meine Füße waren.

Ich wurde aufgefangen.

Instinktiv griff ich nach dem Bizeps des jungen Mannes, der mich eine Weile mit dunklen Augen anstarrte und irgendetwas zu mir sagte. Er hielt mich fest, zog mich hoch, doch ich konnte nicht verstehen, was er von mir wollte. Da war nur dieses fürchterliche Dröhnen in meinem Kopf.

Ich schaffte es irgendwie, mich von ihm loszureißen, wankte weiter, diesmal in einen tunnelartigen Korridor hinein.

Die bullige Gestalt des Türstehers tauchte wie ein Schatten vor mir auf. Er hielt mir die Tür auf. Der Ausgang, den ich so sehnstüchtig gesucht hatte. Kalte Novemberluft schlang ihre eisigen Finger um meine Kehle. Es regnete. Eiskalte Tropfen, die wie Nadelstiche in meine glühende Haut eindrangen.

Ich hatte den Club kaum verlassen, als alles aus mir herausbrach. Meine Knie landeten in einer Pfütze, meine Hände suchten Halt an der Schaufensterscheibe vor mir, und dann würgte ich bitterlich heulend alles aus mir heraus, was rauswollte. Der Türsteher brummte etwas, machte aber keine Anstalten, mir in meiner hilflosen Lage beizustehen. Er schloss stattdessen die Tür von innen und ließ mich zitternd auf dem nassen Gehsteig zurück.

Der beißende Geschmack von Magensäure brannte in meinem Rachen. Die kalte Nachtluft kroch wie ein Gespenst unter mein schweißnasses Hemd. Tränen liefen mir über die Wangen, Erbrochenes übers Kinn. Es fühlte sich an, als würde ich gleich sterben. Wieso war niemand bei mir? Ich versuchte, mich in Richtung Eingangstür zurückzuschleppen, doch meine Orientierungslosigkeit führte mich in die falsche Richtung. Zwischen zwei geparkten Autos zog ich mich mühsam wieder auf die Beine und schaute nach links. Die Straße war leer. Ein dunkler, bedrohlicher Kanal aus Klinker, der schräg in den Himmel abzudriften schien. Ich würgte Magensäure über das Heck des Wagens, wollte nach Hilfe rufen, brachte aber keinen Ton heraus.

Und dann passierte es. Es war nur ein unbedarfter Schritt nach vorn, gefolgt von einer erschrocken klingenden Stimme hinter mir.

»Verdammt, Max!«, schrie jemand. »Nicht weiter!«

Doch es war bereits zu spät. Etwas rammte mich.

Eine rote Wand, schrill schreiend und mit zwei glühenden Augen, versetzte mir einen so heftigen Schlag, dass ich noch kurz über steinharten Boden schlitterte, einen explodierenden Schmerz in meiner rechten Hüfte spürte, ein Stechen im Kopf und dann nichts mehr.

KAPITEL 2

Abschied

I

Lange hatte ich damals am Rande der kleinen Grube gekauert, um ein letztes Mal auf die zwei Holzsärge meiner Eltern hinabzublicken. Wie in einem Bett hatten sie dort unten gelegen, so friedlich, dass ich lange gezögert hatte, die erste Schaufel Erde auf sie hinabregnen zu lassen. In einer Art Schockstarre hatte ich diesen Tag damals durchlebt, diesen ungewöhnlich milden Septembertag, an dem die Sonne so unverschämt hell auf den kleinen Friedhof am Oberen Friesenberg herabgeschienen hatte, dass ich mir mehrmals gewünscht hatte, der Himmel möge mit mir mitfühlen und es regnen lassen. An den Wind kann ich mich noch erinnern, an das sanfte Rauschen, das in den Wipfeln der Tannen wie gemurmelte Trauerverse geklungen hatte.

Ich war erst siebzehn gewesen, viel zu jung, um am Grab der eigenen Eltern zu stehen. Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte ich wieder gebetet, gleich früh nach dem Aufstehen, um mit meiner matten Stimme gegen die gespenstische Stille in der riesigen Villa oben am Zürichberg anzukämpfen. Ich hatte zusammen mit meinen Großeltern gebetet, die sofort nach dem Unglück aus Tel Aviv angereist waren, und später auch leise mit Theresa, meiner Cousine, die mich zufällig am Schreibtisch meines Vaters gefunden hatte. Völlig hilflos und verloren hatte ich dort gesessen, das Briefpapier meines Vaters nass geweint und um die zwei tragenden

Pfeiler getrauert, die mein Leben bisher immer schützend begleitet hatten. Ein kleiner Trost waren die zahlreichen Menschen gewesen, die in schlichtem Schwarz und mit versteinerten Mienen von meinen Eltern Abschied genommen hatten. Die Trauerfeier war damals ein Ereignis von nationaler Aufmerksamkeit gewesen. Zeitungen und Fernsehsender hatten von dem Stelldichein aus Wirtschaft und Politik berichtet, das ich trotz all meines Flehens und Bittens nicht hatte verhindern können. Der plötzliche Unfalltod des einflussreichen Verlegers Benedikt Sandberg und seiner Frau Lilli hatten zu einer eigenen unaufhaltsamen Dynamik in der geschockten Öffentlichkeit geführt. Die Stadtpräsidentin von Zürich hatte bei der Trauerfeier bewegende Worte gefunden. Mein Großvater aus Israel hatte eine zum Nachdenken anregende Rede gehalten. Paul Keenen hatte als Verwaltungsratspräsident der Sandberg Media AG die großen Verdienste meines Vaters für den Medienstandort und für die Zürcher Kunstszenen gelobt. Und als der Rabbiner mit seiner stillen Gedächtnisrede geendet hatte, war mein Herz so schwer geworden, dass Paul mir hatte helfen müssen, um wieder von der Bank aufzustehen.

Doch keiner der vielen Lobpreisenden hatte auch nur eine einzige Silbe darüber verloren, wie schrecklich meine Eltern diese Welt verlassen hatten. Auch mir wollten sie es alle verschweigen, doch ich hatte es wissen wollen. Einige Details, die die Öffentlichkeit nicht kannte, hatte Paul mir nach langem Drängen schließlich doch erzählt. Ich wusste von der engen Kurve in der Nähe von Nizza, von plötzlichen Problemen mit den Bremsen, von dem Olivenbaum in der Kehre, dem Aufprall des Wagens, dem Sturz von der Steilküste und Pauls immer wieder mantraartig gesprochenen Worten: »Sie haben nichts davon mitbekommen, Max. Es ging alles zu schnell.« Trotzdem wandelte ich an diesen Tagen ständig mit den verstörenden Bildern im Kopf herum, wie der Wagen auf den Klippen aufgeschlagen war, wie er Feuer gefangen hatte und wie meine Mum und mein Dad in einer kreischenden Feuersbrunst grauenvoll verbrannt waren.

Wie hatte das nur geschehen können? Was hatten sie in Nizza gewollt? Wieso meine Eltern?

Knirschende Schritte näherten sich von hinten dem Grab.

Ich wischte mir eilig die Tränen aus dem Gesicht, kletterte aus meiner Erstarrung heraus, erhob mich aus der Hocke und schaufelte mit schmerzndem Herzen zwei Ladungen Erde auf die beiden Särge hinab. Dann blickte ich mich um.

Tom stand drei Meter hinter mir, beide Hände auf dem Rücken verschränkt und den Kopf mit der schwarzen Kippa leicht nach unten gebeugt.

In diesem Moment erinnerte ich mich, was mir meine Großmutter beim Frühstück über alte jüdische Bräuche an so einem Tag erzählt hatte. Ich steckte also die Schaufel wieder in den Erdwall neben dem Grab, sah ein letztes Mal in die trostlose Tiefe und entfernte mich ein paar Schritte vom Grab. Wie ferngesteuert wankte ich ins Nichts, gelähmt von diesem ohnmächtigen Gefühl, aus der Welt herausgerissen worden zu sein. Ich bemerkte erst, dass ich wieder weinte, als Tom leise an meine Seite trat.

Er legte mir tröstend seinen Arm auf die Schulter. »Es wird besser werden!«

»Meinst du?« Ich schluckte meine Hoffnungslosigkeit herunter und sah zu, wie die Särge unter immer mehr Erde verschwanden.

Tom nickte und nahm mich fest in den Arm. Dann reichte er mir mit einem Lächeln, das mich aufheitern sollte, ein Taschentuch und schob mich zu einer nahen Tanne, von der aus wir die Trauergemeinde gut überblicken konnten.

»Okay, mein Lieber«, setzte er an. »Erzähl mal, wer die alle sind.«

Ich sammelte mich und begann aufzuzählen.

»Siehst du dort«, sagte ich und zeigte auffällig mit dem Taschentuch in der Hand nach rechts. »Der große Mann mit den grauen, gescheitelten Haaren und der Brille. Das ist Paul Keenen.«

»Dein Anwalt?«

Ich nickte. »Neben ihm«, fuhr ich fort, »das ist Linda, seine Frau.«

»Sie sieht nett aus«, stellte Tom fest und sah sich weiter um. »Und wer ist der Lockenkopf dort?«

Ich hatte Philipp im selben Augenblick wie Tom entdeckt. Er stand in einem viel zu großen Anzug wie ein Page auf dem kleinen Stück Wiese etwas abseits der Trauergäste und schien nach jemandem Ausschau zu halten. Philipp zu sehen, rief schöne Kindheits-erinnerungen in mir wach.

Er war nicht mehr so pummelig wie früher, sondern schlaksig schlank. Seine lockigen braunen Haare waren etwas länger als früher, die kleinen Ohren standen dafür aber noch immer leicht ab, und als sich unsere Blicke trafen, glaubte ich, kurz das helle Blau in seinen Augen aufleuchten zu sehen. In seinen Gesichtszügen schlummerte nach wie vor etwas Kindliches, etwas Unschuldiges, und zu meiner großen Erleichterung sah er zwar etwas blass, aber gesund aus.

»Ist das der mit den Pralinen?«, fragte Tom unverhofft, als ich nicht sofort antwortete.

Ich guckte zuerst ein bisschen irritiert, wusste dann aber, was er meinte. *Mein Gott*, dachte ich. *Tom hatte die Pralinen bis heute nicht vergessen.* »Ja«, bestätigte ich mit einem echten Lächeln. »Das ist er! Das ist Philipp, der Sohn von Paul und Linda.«

Philipp kam zu uns geeilt. Es folgte eine stille und herzliche Umarmung, die erste seit über drei Jahren, eine ohne viele Worte, dafür mit vielen Tränen und doch so unglaublich tröstend für uns beide, weil auch Philipp meine Eltern so gut gekannt hatte. Wir zwei waren quasi zusammen aufgewachsen. Mein bester Freund aus Kindheitstagen.

»Du siehst gut aus«, sagte ich zuerst. »Wie geht's dir?«

»Ganz gut«, murmelte Philipp schüchtern. »Viel besser als dir.«

Tom drängte sich neugierig zwischen uns. Philipp hielt ihm höflich die Hand zur Begrüßung entgegen. »Philipp Keenen.«

»Freut mich, Philipp«, sagte Tom fröhlich. »Schon viel von dir gehört. Ich bin Tom!«

Philipp runzelte die Stirn. »Schon merkwürdig«, sagte er und nahm mich mit großem Interesse in Augenschein, »wie doch die Zeit vergeht.«

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. Philipp hatte sich oft bei mir gemeldet, sich in den letzten drei Jahren so viel Mühe gegeben, mit mir in Kontakt zu bleiben, hatte Nachrichten und Briefe geschrieben, doch ich hatte ihm fast nie geantwortet. Tom erlöste mich schnell aus meiner Verlegenheit. Er zupfte an meinem Ärmel und spähte auffällig zum Grab hinüber, wo der andere Teil der Familie Sandberg mit gesenkten Häuptern Abschied von meinen Eltern nahm.

»Das ist Onkel Marcus«, sagte ich. »Der ältere Bruder meines Vaters, daneben Agnes, seine Ex-Frau, und meine Cousine Theresa.«

Ein begeistertes »Wow!« rutschte Tom über die Lippen, und als er Philipps und meinen fragenden Blick bemerkte, sagte er: »Mensch, Männer!« Er klang ein bisschen verblüfft. »Seht ihr denn nicht, wie hübsch sie ist?«

Tom hatte recht. Und als hätte Theresa irgendwie gespürt, dass wir über sie sprachen, nahm sie in genau diesem Moment ihre Sonnenbrille ab und drehte sich in unsere Richtung. Ihre hellblonden Haare waren zu einer Art Krone hochgeflochten. Der schwarze Sommermantel ehrte ihre modelhafte Größe, und mit ihrer hellen Haut, den feinen Gesichtszügen und den blauen Augen erfüllte sie perfekt den Typus einer skandinavischen Schönheit.

»Noch zu haben?«, fragte Tom wie beiläufig.

Ich schüttelte den Kopf und musste schmunzeln, als ich Toms verdrießliches Knurren neben mir vernahm. Der sportliche Typ mit den kurzen, schwarzen Haaren und dem spitzbübischen Charakter war genau wie ich noch Single.

»Sie hat vor einigen Wochen ihr Kunststudium in Stockholm begonnen«, erklärte ich, »und dort jemanden kennengelernt.«

»Wie blöd.« Tom lachte leise. »Ist dein Onkel noch im Verlag tätig?«, fragte er schließlich, das Thema abrupt wechselnd.

»Nein! Nach der Scheidung von Tante Agnes hat er sich vollständig aus dem Verlagswesen zurückgezogen. Er lebt jetzt als Hotelier irgendwo in Vermont. Ich glaube, es gab damals Streit ums Geld.«

»Ehrlich?«, fragte Tom überrascht. »Bei euch?«

»Mmh«, brummte ich versonnen.

»Warum muss es immer um Geld gehen«, warf Philipp etwas vorwurfsvoll ein, vermied es aber, mich dabei anzusehen. »Wirst du weiter in Eton bleiben oder nach Zürich zurückkommen?«, fragte er schließlich.

Ich zuckte kraftlos mit den Schultern. »Ich weiß überhaupt nicht, wie es weitergehen wird.«

»Ich schon«, verkündete Tom selbstbewusst. »Natürlich bleibt Max in Eton.« Tom hatte mit so viel Nachdruck in der Stimme gesprochen, dass Philipps stilles Nicken ein bisschen nach Enttäuschung aussah.

Wir drei redeten noch eine Weile weiter, tauschten uns über ablenkende Belanglosigkeiten aus, bis die Trauergemeinde wie ein sich auflösender Nebel langsam den Friedhof verließ.

Philipps Vater stand plötzlich vor uns.

»Tom!«, begrüßte Paul meinen Studienfreund höflich. Dann wandte er sich an mich. »Wo übernachtet du heute, Max?«

»Zu Hause«, sagte ich. Wie seltsam und fremd dieses Wort plötzlich klang.

»Ist jemand bei dir?«

»Meine Großeltern und Tom.«

»Gut«, sagte Paul und sah auf die Uhr. »Max«, begann er weiterzusprechen, »ich weiß, es ist jetzt nicht der passende Zeitpunkt, aber du weißt von dem Treuhandvertrag?«

Ich nickte. »Dad hat mir einmal davon erzählt. Bis ich einundzwanzig bin, wird das Erbe von einem Treuhänder verwaltet.«

»Richtig«, bestätigte Paul. »Damit bleibt dir noch genügend Zeit, in die Verantwortung hineinzuwachsen, die ein so großes Vermögen mit sich bringt.«

»Was ist mit Eton?«, fragte ich besorgt, weil mein derzeitiger Horizont nur ein paar Tage in die Zukunft reichte. Dahinter verschwamm alles in einer nicht fassbaren Ungewissheit. »Kann ich in England bleiben?«

Paul hob beide Arme beschwichtigend in die Luft. »Natürlich«, sagte er. »Natürlich. Mach dir darüber bitte keine Sorgen, Max. Für dich wird sich erst mal nichts ändern. Wenn du etwas brauchst, schreibe mir einfach oder ruf mich an. Wenn du nichts dagegen hast, würde ich weiter als Anwalt für dich tätig sein.«

»Sehr gerne«, stimmte ich erleichtert zu. »Ich weiß überhaupt nicht, was ich jetzt alles machen soll. Ich muss in einem Jahr meinen Abschluss schaffen und was soll ich denn in der Holding ...«

»Max!« Paul hielt meine Schultern fest. Tom und Philipp standen wie Gewährsleute dicht neben mir Spalier. »Mach dir bitte keine Sorgen. Wir werden alles für dich regeln. Du bist nicht allein, Max.«

Obwohl ich diese Worte heute schon so viele Male vernommen hatte, fühlte ich mich dennoch so einsam, benommen und erschöpft wie nach einem bösen Albtraum, abgestellt in einer anderen Welt, in der ich mich erst neu zurechtfinden musste.

Nach unserer kurzen Unterhaltung wollte ich mich ein letztes Mal von meinen Eltern verabschieden. Philipp begleitete mich ans Grab, blieb mit mir ein paar Minuten dort stehen und half mir später, zwei Kieselsteine auf die provisorische Grababdeckung zu legen.

»Ich könnte heute in Zürich bleiben«, schlug Philipp irgendwann vor. »Also bei dir zu Hause«, fuhr er unbeholfen und mit hängenden Schultern fort, »mit Tom und deinen Großeltern ... natürlich nur, wenn du nichts dagegen hast.«

Ich hatte überhaupt nichts dagegen und hätte vor lauter Dankbarkeit fast losgeheult, hatte ich mich doch selbst nicht getraut, ihn um diesen Gefallen zu bitten.

»Sehr gerne«, sagte ich und gemeinsam folgten wir der Trauergemeinde zurück in mein altes Zuhause.

II

»Komm, setz dich«, sagte Paul, als er mich in der offenen Tür zwischen Wohnzimmer und Küche stehen sah, von wo ich ihn bestimmt ein paar Minuten lang still beobachtet hatte. Es brannte nur die kleine antike Tischlampe neben dem Salonsessel, in dem er saß. Ein goldenes Dämmerlicht umgab Paul wie eine Wolke mit verwaschenen Rändern, verbannte den Rest des Raumes aber in eine geheimnisvolle Schattenwelt. Es musste weit nach Mitternacht sein und Paul war nach der Trauerfeier noch immer nicht nach Hause gefahren.

»Kannst du nicht schlafen?«, fragte er leise und merkte wohl selbst, wie albern diese Frage nach so einem Tag klingen musste.

»Nein«, sagte ich trotzdem und setzte mich ihm gegenüber auf das Sofa. Mit leerem Blick sah ich ihn an. »Es ist zu still im Haus.«

Paul nippte an einem Glas Whisky. Er sah traurig aus.

»Es war eine schöne Beerdigung«, sagte er, ohne von seinem Glas aufzublicken. »Würdevoll und angenehm leise, so wie es deine Mutter sicher gewollt hätte.«

Ich fand keine Kraft zu antworten, zu schmerzlich war die Vorstellung, meine Mutter nie mehr wieder zu sehen. Nie mehr würde ich ihre nackten Füße über die Dielen im Flur tapsen hören, nie mehr ihr verträumtes Summen, wenn sie mit tanzenden Schritten durch den großen Garten spazierte. Nie mehr würde sie früh in der Küche auf mich warten, mit einem Glas Milch in der Hand, mir nie mehr einen Kuss auf die Stirn geben und sagen: »Guten Morgen, mein Schatz.« Ihr Lächeln würde mir fehlen, ihr herzliches Lachen, wenn ich einen Witz gemacht hatte. Genauso wie die stundenlangen Telefonate mit ihr, die oft bis tief in die Nacht gedauert hatten, wenn mich in Eton das Gefühl vom Alleinsein zu sehr quälte. Wer würde jetzt da sein? Wer würde mich in den Arm nehmen, mich lieben, wie es meine Eltern immer getan hatten? Wen konnte ich um Rat fragen? Wen?

Ich kaute niedergeschlagen auf meiner Unterlippe, sank immer tiefer in mich zusammen und starrte teilnahmslos ins Licht. »Ich vermissе sie«, sagte ich mit zitternder Stimme.

»Natürlich!«, hörte ich Paul sagen, weit weg.

»Wieso nur, Paul?«

Sein mitleidvoller Blick war nicht die Antwort, die ich erhofft hatte.

»Was wollten die beiden bloß in Nizza?«

Paul hob das Glas an den Mund und blickte durch die Terrassentüren hinaus in die Dunkelheit, hinter der sich der große Garten des Anwesens still zurückgezogen hatte.

»Ich weiß es nicht, Max.«

Eine lange Pause entstand. Das Haus schwieg. Das Haus war wie tot.

»Wie wird es jetzt weitergehen?«, fragte ich schließlich in der Hoffnung, von Paul ein paar Rettungsringe zugeworfen zu bekommen, an die ich mich klammern konnte, um wieder in ein halbwegs normales Leben zurückzufinden.

Paul stellte vorsichtig das Glas ab und rutschte in seinem Sessel etwas nach vorn. »Dein Onkel Marcus wird die Vormundschaft für dich übernehmen, bis du im November achtzehn wirst. Ich werde mich als Willensvollstrecker deiner Eltern weiter um das Testament kümmern. Die Zusammenstellung des Vermögens ist fast abgeschlossen. Um einige Verträge muss ich mich noch kümmern. Einige werden wir kündigen, andere auf dich umschreiben lassen.«

»Wie viel ist es denn?«

Paul zögerte kurz mit der Antwort und fragte dann: »Spielt das denn eine Rolle?«

»Nein«, murmelte ich trostlos. »Nein, eigentlich nicht.«

Es spielte tatsächlich keine Rolle, nicht für mich. Ich kannte unterschiedliche Zahlen aus den Nachrichten, die über den Tod meiner Eltern und damit automatisch auch über Benedikt Sandbergs gewaltige Hinterlassenschaft berichtet hatten. Es waren nur Spekulationen gewesen, Hochrechnungen vielleicht, oder Analysen, die

von sogenannten Insidern oder Bankern aus einem vagen Nichts zusammengeschustert wurden. Mal war die Rede von vier Milliarden, ein anderes Mal waren es sechs, doch genau sagen konnte es keiner. Ich glaube, damals kannte wohl nur Paul die genaue Summe. Wäre es mir irgendwie möglich gewesen, hätte ich jede, wirklich jede Summe, ohne zu zögern, gegen das Leben meiner Eltern eingetauscht.

»Max«, unterbrach Paul meine Grübeleien. »Die Summen, die immer genannt werden, drücken vor allem die Höhe der enormen Verantwortung aus, die du jetzt geerbt hast. Manchmal wird sie dir wie eine schwere Last vorkommen. Man wird dich wegen des bloßen Reichtums kritisieren. Viele Male sogar. Manche werden dich bedrängen, viele werden von nun an deine Nähe suchen, neue Freunde werden auftauchen, Neider werden sich anschleichen, eine Menge Missgunst, aber auch – ich muss es leider so sagen – Kriminelle.«

Eine lange, bedrückende Pause entstand.

»Max, du wirst lernen müssen zu unterscheiden, wem du im Leben wirklich vertrauen kannst und wer es nur auf deinen Reichtum abgesehen hat.«

Ich sah ihn mit zuckenden Schultern an. »Wie?«

»Indem ich dir dabei helfe, so gut ich kann.«

Paul wartete ab, bis ich ihn wieder ansah, und fuhr dann fort. »Was du tun musst, Max, ist, etwas vorsichtiger zu sein. Halte dich an Tom. Er scheint mir ein vernünftiger junger Mann zu sein. Vermeidet, wenn es irgendwie geht, extravagante Eskapaden. Führe nach außen ein unauffälliges, langweiliges Leben. Damit hältst du dir automatisch die Presse vom Hals. Du weißt, was ich meine.«

Ich wusste es und nickte.

»Denkst du, du bekommst das hin?«, vergewisserte sich Paul.

»Keine Eskapaden!«, wiederholte ich mit ernster Stimme, und es war wie eine erste Aufgabe, die ich in meinem neuen Leben ohne Eltern vor mir hatte. Der Anfang eines neuen Weges, ein Ziel. Ich wollte Paul nicht enttäuschen und nahm mir vor, aufzupassen.

KAPITEL 3

Ein geheimnisvoller Fremder

I

Ich hatte es kräftig vermasselt, so viel war klar. Nach dem wohl spektakulärsten Moment der vergangenen Nacht lag ich nun hier, im Londoner St. Thomas Hospital, mit brennenden Schürfwunden an beiden Armen, pflaumenfarbenen Blutergüssen, die wie Andenken an einen überstandenen Boxkampf über meinen ganzen Oberkörper verteilt waren, und mit dieser Platzwunde am Hinterkopf, die unter einer Art Turban aus Bandagen und Verbänden vergraben lag und so höllisch schmerzte, dass selbst die Tabletten keine wirkliche Linderung bewirkten. Ein roter Doppeldeckerbus soll es gewesen sein, hatten die Ärzte gesagt, doch ich konnte mich an den Unfall oder an das, was in der Nacht zuvor passiert war, überhaupt nicht mehr erinnern.

Meinen einundzwanzigsten Geburtstag verbrachte ich also in einem Krankenhaus. Ich fühlte mich schrecklich, obwohl ich eigentlich hätte glücklich sein sollen, weil ich so glimpflich davongekommen war. Das Warten auf Besuch und auf das Abklingen meiner pochenden Kopfschmerzen war meine einzige Beschäftigung an diesem späten Nachmittag und natürlich das Grübeln darüber, wie es überhaupt so weit kommen konnte. Doch ich fischte im Trüben, bewegte mich durchs Land der Amnesie, als hätte es die vergangene Nacht niemals gegeben. Das Zimmer, in dem ich lag, bestach durch sterile Schlichtheit. Auf dem rollbaren Nachttisch neben dem Bett

stand eine Flasche Wasser, aber mein lädiertes Zustand machte jeden Versuch, nach ihr zu greifen, zur Qual.

Plötzlich hämmerte es dreimal laut gegen die Tür, und noch bevor ich etwas sagen konnte, wurde sie auch schon schwungvoll aufgerissen. Tom schnellte ins Zimmer. Braungebranntes Gesicht, Short Cut mit jeder Menge Haargel, eingepackt als wäre tiefster Winter, und mit aufgeweckten grünen Augen, die mir fröhlich entgegenstrahlten.

»Na, mein Lieber«, rief er mir schon von der Tür entgegen. »Wieder nüchtern?«

Ich lächelte nur und wartete, bis er bei mir am Bett war.

»Ich wollte dir erst Blumen mitbringen«, fuhr er fort. »Ich dachte mir dann aber, dass du das hier«, Tom fingerte nach etwas in der Manteltasche, »vielleicht dringender benötigst.« Er hielt ein nagelneues Smartphone in die Höhe. »Dein Altes ist irgendwie unter die Räder gekommen.«

Dankbar nahm ich das Geschenk entgegen und quälte mich in eine aufrechte Sitzhaltung, damit wir uns umarmen konnten.

»Danke dir! Ich fühle mich hier wie ein Einsiedler.«

Tom warf seine Mütze, seinen Schal und seinen Mantel auf das Fußende des Bettes, ließ sich dann neben dem Kleiderberg nieder und betrachtete leicht amüsiert meine neue Kopfbedeckung.

»Wie geht's?«, fragte er jetzt mit ernster Miene.

Ich seufzte. »Beschissen. Es tut alles weh. Mein Schädel besonders. Gehirnerschütterung – meinen die Ärzte. Aber sonst hatte ich wohl großes Glück.« Ich richtete mich noch ein Stück weiter auf.

Tom nickte. »Sei froh, dass du nicht auf einem Obduktionstisch liegst.« Auf Toms Stirn tauchten Sorgenfalten auf. »Du hast uns einen richtigen Schrecken eingejagt. Ich glaube, so schnell wie letzte Nacht war ich noch nie wieder nüchtern. Die Musik war plötzlich aus und jemand hat laut durch den Club geschrien, dass etwas passiert sei. Wir waren zuerst alle ratlos, bis plötzlich Unruhe aufkam. Schnell hieß es, dass es vor dem Club einen Unfall gegeben hatte und dass jemand überfahren wurde. Da hatte ich schon so ein ganz

mulmiges Gefühl. Ich habe dich überall gesucht, konnte dich aber nirgends finden. Die Brünette, mit der du zuletzt getanzt hattest, wusste auch nicht, wo du plötzlich abgeblieben warst. Wir sind dann alle rausgerannt und dachten zuerst, der Türsteher wäre der Verletzte, weil der mit blutigem Gesicht neben der Tür kniete, doch als wir rauskamen, lagst du dort. Völlig regungslos, umringt von einer Menschenmenge, direkt vor dem Bus, zusammengekrümmt und total nass vom Regen.« Tom sah mich schwer atmend an. »Max!«, hauchte er leise. »Ich hatte richtige Angst.« Seine Stimme zitterte. »Ich hatte sogar eine verdammte Scheißangst, dass mein bester Freund nicht mehr aufsteht.« Toms Worte lockten Tränen hervor. Seine Angst spukte noch jetzt durch sein Gesicht.

»Du hast zum Glück noch geatmet, aber wir haben dich nicht wach bekommen. Der Busfahrer war ganz aufgelöst, hat schnell Decken und eine Plane geholt, mit denen wir dich einpacken konnten, bis der Notarzt kam. Er hat auch neben dir Wache gehalten und die Leute weggescheucht, die Fotos machen wollten. Immerhin war der Notarzt schnell da, und die haben sich dann um dich gekümmert.«

Toms Bericht klang wie eine Katastrophenmeldung.

»Mach so einen Scheiß nie wieder«, verlangte Tom.

Ich nickte mehrmals und kaute dabei schuldbewusst auf meinen Lippen herum. Blinzeln unterdrückte ich meine Tränen.

»Tom«, sagte ich schließlich. »Das ist irgendwie alles aus dem Ruder gelaufen. Jemand hat mir vor einigen Jahren den Ratschlag gegeben, ich solle solche Eskapaden vermeiden.« Ich machte eine kurze Pause. »Das hätte ziemlich schiefgehen können, oder?«

Tom nickte.

»Ich kann mich an fast nichts mehr erinnern. Habe ich es übertrieben, Tom? Es war doch nur Schampus, wie sonst auch.«

»Ich glaube nicht, dass es der Alkohol war. Der Arzt wollte mir zwar nichts verraten, aber er hat eindeutige Fragen gestellt. Ich glaube, jemand hat dir etwas in die Drinks gemischt.«

»Drogen?«

Tom nickte. »Die wussten im Club alle, wer du bist. Ich habe nichts erzählt, Max, versprochen. Aber seit dem Artikel ist der Name Sandberg offenbar in aller Munde. Das war's wohl jetzt mit dem freien Leben als einfacher Student in Oxford.«

»Ich hoffe nicht.«

»Die Clubauswahl geht auf meine Kappe«, gab Tom zerknirscht zu. »Ich dachte, wir machen etwas Besonderes. Tut mir leid, Max.«

»Schon gut«, sagte ich und zwang mich zu einem verkrampften Lächeln. »Hast du Theresa Bescheid gegeben?«

Meine Cousine, mit der ich seit zwei Jahren zusammen ein Penthouse-Appartement am Trafalgar Square bewohnte, sollte unbedingt wissen, was mit mir passiert war.

»Klar! Noch in der Nacht«, sagte Tom. »Sie ist sofort ins Krankenhaus gekommen, aber da lagst du noch im Rausch und warst nicht ansprechbar. Die Hübsche hat ganz schön geheult, als sie dich völlig weggetreten in der Notaufnahme gesehen hat.«

Ich stieß einen weiteren Seufzer aus. Meine Cousine war seit dem Tod meiner Eltern zu meiner engsten Bezugsperson, ja, zu einer wichtigen Freundin geworden.

»Ich wäre aber ein schlechter Freund, wenn ich sie nicht getröstet hätte«, fügte Tom mit einem spitzbübischen Grinsen hinzu.

Ich hob beide Augenbrauen und musste schmunzeln. Toms aktuelle Freundin war eine von der Sorte, die wie ein Vulkan Gift und Galle spucken konnte, wenn sich eine andere Frau ihrem Tom auch nur näherte.

»Theresa kommt heute Abend vorbei, um mit dir noch ein bisschen deinen Geburtstag zu feiern«, bemerkte Tom beiläufig und wühlte plötzlich in der Innentasche seines Mantels. Er zog mehrere zusammengefaltete Stück Papier hervor, die sich als einzelne Seiten mehrerer Zeitungen herausstellten.

»Du hast es zu einiger Berühmtheit geschafft«, verkündete Tom feierlich.

Die Presse hatte sich natürlich sofort auf die Geschichte gestürzt und ausführlich und mit einer ganzen Wagenladung Respektlosig-

keit von dem reichen Burschen berichtet, der in einer Londoner Partynacht völlig zugedröhnt fast vom Bus überfahren worden wäre. Für mich war die öffentliche Berichterstattung fast genauso schlimm wie die körperlichen Verletzungen. Ich hasste es und hoffte inständig, dass sich der Trubel schnell wieder legte, wenn ich mich in den nächsten Wochen einfach unsichtbar machen würde. Es war Ende November und Weihnachten stand vor der Tür. Ich hatte zwar noch keine konkreten Pläne, würde die Tage bis Neujahr aber wahrscheinlich wieder bei Theresas Familie in Stockholm verbringen, so wie die letzten beiden Jahre zuvor.

»Ich will es nicht lesen«, sagte ich ablehnend, doch Tom hatte das erste Revolverblatt schon zur vollen Größe auseinandergefaltet und vor mir auf der Bettdecke ausgebreitet. Ein Foto von mir nahm ein Viertel der Titelseite ein. Es war das aktuelle und offizielle Pressefoto, dass die Sandberg Media AG von mir als Großaktionär auf der Unternehmenswebseite veröffentlicht hatte. Ich kannte das Bild, auf dem ich mit einem hellblauen T-Shirt, einer grauen Strickjacke, mit beiden Händen in den Hosentaschen und etwas schüchtern in die Kamera lächelte. Ein Sympathiefängerbild, wie es die PR-Abteilung damals unbedingt hatte haben wollen.

Eine glückliche Fügung hatte vor einundzwanzig Jahren dazu geführt, dass ich das gute Aussehen meiner Mutter geerbt hatte. Meine schwarzen Haare gehörten genauso zu mir wie die viel zu großen Ohren, meine dunklen Augen, der morgenländische Teint und die vollen Lippen, über die Theresa einmal neidisch angemerkt hatte, dass sie eine zur Schau gestellte Provokation für jede Frau darstellen würden. Von meinem Vater hatte ich Dinge geerbt, die erst zum Vorschein kamen, wenn man mich länger kannte. Meine unstillbare Neugier gehörte dazu – oder der sensible Umgang mit anderen Menschen, aber eben auch seine Sturheit.

»Hier«, sagte Tom und zeigte mir nacheinander die Schlagzeilen, die es wegen meines Unfalles in die Gazetten geschafft hatten.

Ein steinreicher, junger Mann, der vom Bus angefahren wurde, hatte natürlich einen gewissen Reiz für die sensationssüchtige

Leserschaft. Und meine nächtliche Tragödie bediente fast schon wie ein inszeniertes Theaterstück sämtliche Klischees, die man der oft bis zur Besinnungslosigkeit feiernden Oberschicht in London zuschrieb.

»Saufen, bis der Bus kommt«, las Tom lachend vor. »Oder die hier: Reiche Jungs versaufen Jahresgehalt eines Angestellten in nur drei Stunden.«

Es folgten noch zwei, drei weitere weniger originelle Schlagzeilen, die alle ein mulmiges Gefühl in mir auslösten. Mein Ungeschick in dieser Nacht hatte all meine Bemühungen, auf sanften Pfoten durch die Welt zu gehen, mit einem einzigen Schlag zunichte gemacht.

Tom sah mich an. »Deine Zeitungen haben merkwürdigerweise überhaupt nichts von dem Unfall geschrieben. Kein einziges Wort. Gibt es eine Zensur bei Sandberg Media?«

»Paul würde es wohl eher Nachrichtensperre nennen«, sagte ich mit meinem Halbwissen über die Vorgänge im Verlag.

Tom schmunzelte. »Er ist übrigens hier. Ich habe ihn vorhin im Büro des Arztes sitzen gesehen.«

»Du meinst Paul?«, fragte ich ein bisschen entsetzt. »Er ist in London?«

»Ja!«, bestätigte Tom und grinste schadenfroh. »Kleine Standpauke gefällig?«

Stöhnend flüchtete ich unter die Bettdecke zurück. »Bitte nicht.«

Tom packte die Zeitungen in seine Manteltasche. »Wann kommst du hier raus?«

»In zwei bis drei Tagen. Wegen der Gehirnerschütterung wird regelmäßig ein Arzt bei mir zu Hause vorbeikommen. Nach Oxford komme ich dieses Jahr definitiv nicht mehr.«

»Ein Glück, dass wir bald Ferien haben.«

Wir plauderten noch eine ganze Weile über die letzte Nacht, über meine unspektakulären Pläne zu Weihnachten und Silvester, über Toms nächsten Besuch bei mir in London und auch über seine Beziehung mit Felicity, die, wie er beklagte, in eine neue Phase der Eskalation übergegangen war.

Dann klopfte es an der Tür.